

Unverkäufliche Leseprobe



**Akira Iriye, Jürgen Osterhammel, Emily
S. Rosenberg (HG.)
Geschichte der Welt Band 5:
Weltmärkte und Weltkriege 1870-1945**

1152 Seiten, In Leinen
ISBN: 978-3-406-64105-3

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/10493960>

EINLEITUNG

Emily S. Rosenberg

In der Zeit zwischen 1870 und 1945 wurde die Welt zu einem vertrauteren, aber zugleich auch zu einem fremderen Ort. Schnelle Schiffe, Eisenbahnen, Telegraphenleitungen, erschwingliche Publikationen und Filme erreichten noch die entlegensten Gebiete und löschten die Entfernung sozusagen aus. Der Austausch von Menschen und Produkten beschleunigte sich, während die Faszination des Umherreisens und der Beschreibung fremder Gegenden – die in der Menschheitsgeschichte eine lange Tradition hat – einen neuen Höhepunkt erreichte. Jules Verne's berühmtes Buch *Le tour du monde en quatre-vingts jours* (*Reise um die Erde in 80 Tagen*) von 1873 malte sich das neue Zeitalter aus, und viele weitere versuchten sich daran. Der chinesische Beamte Li Gui schilderte seine Reise um die Welt im Jahr 1876; König Kalakaua von Hawaii durfte für sich in Anspruch nehmen, als erster regierender Monarch Anfang der 1880er Jahre eine Weltreise absolviert zu haben; die amerikanische Journalistin Elizabeth Cochrane Seaman («Nellie Bly») stellte 1889 einen neuen Geschwindigkeitsrekord bei der Umrundung der Welt auf; und der bengalische Dichter Rabindranath Tagore ließ es deutlich gemächlicher angehen bei seinen Besuchsreisen, die ihn 1916 über den Pazifik und Anfang der 1920er Jahre über den Atlantik führten. Da die Zahl der Reisenden in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts exponentiell zunahm, vervielfachten sich auch die Berichte und Bilder von fernen Orten, und der Zugang zu diesen Darstellungen blieb allenfalls noch den abgeschiedensten Bewohnern dieser Welt verwehrt. Doch schon die Chance der Vertrautheit barg auch Fremdheit in sich. Neue Verbindungen führten alle möglichen Formen regionaler Unterschiede vor Augen, und das Bewusstsein der Differenz nährte oft eher Misstrauen und Ablehnung, als dass es Verständnis und Kommunikation erleichterte.

Der vorliegende Band befasst sich mit einer Epoche der Weltgeschichte, die durch eine immer stärkere globale Vernetzung gekennzeichnet ist – und durch die Erregung und Angst, Hoffnung und Gewalt, die das komplizierte Gemisch

namens Moderne begleiten. Er greift Interpretationen und Ansätze aus den vergangenen Jahrzehnten geschichtswissenschaftlicher Forschung auf und soll sowohl dem allgemein interessierten Leser als auch dem Fachmann einen allgemeinen Überblick verschaffen. Die fünf Kapitel widmen sich jeweils einem spezifischen Thema: der modernen Staatenbildung, den imperialen Begegnungen, den Migrationsströmen, den Warenketten sowie den transnationalen sozialen und kulturellen Netzwerken. Gemeinsam erkunden diese Themenfelder das Spannungsverhältnis zwischen der zunehmenden globalen Vernetzung und den Versuchen, die Auswirkungen des rasanten Wandels zu stabilisieren, zu kontrollieren oder zu beeinflussen. Das neue Zeitalter brachte jede Menge Veränderung und jede Menge Versuche, deren Folgen abzuwenden; es brachte die Auflösung alter Ordnungen und zahlreiche Bemühungen, neue Ordnungen zu errichten und diese plausibel zu begründen.

Der thematische Ansatz dieses Bandes

Natürlich gibt es viele Möglichkeiten, übergreifende weltgeschichtliche Muster und Strukturen zu präsentieren. Einige Darstellungen entfalten sich chronolo-

gisch um Großereignisse wie globale Kriege und Wirtschaftskrisen herum. Andere unterteilen den Globus in geographische Zonen wie Europa, Afrika, Asien, den Nahen und Mittleren Osten sowie Lateinamerika. Die Kapitel in diesem Band berücksichtigen zwar ebenfalls Chronologie und Geographie, konzentrieren sich jedoch auf raum- und zeitübergreifende Themen, die sich je nach den lokalen historischen Umständen oft unvorhersehbar manifestieren. Wenn man sich vom üblichen zeitlichen Gerüst oder einem Ansatz, der brav eine Region nach der anderen behandelt, verabschiedet, lässt sich damit das gesamte Kräftefeld zwischen Ausgreifen und Eindämmung – zwischen Veränderung und Stabilisierungsversuchen – deutlich machen, das für die Weltgeschichte dieser Epoche charakteristisch war und sie zu einer variablen Angelegenheit machte.

Insbesondere beleuchten unsere Kapitel die unterschiedlichen, interaktiven regionalen und globalen Netzwerke dieser Zeit sowie die gleichzeitigen Bemühungen, Territorialgrenzen festzulegen. Die ersten beiden Kapitel – über die Entstehung moderner Staatlichkeit und über die Versuche, Imperien aufzubauen und sich ihnen zu widersetzen – befassen sich mit dem Problem, geographische Gebundenheit zu formulieren und zu überwachen. Die drei anderen Kapitel analysieren die transnationalen Ströme von Menschen, Waren, Kapital, Technologien und Verbindungen, die gebundene Räume durchschnitten. In einer Welt, in der diese Ströme immer öfter das Leben der Menschen tangierten und veränderten, zerfielen die Dinge und setzten sich anders wieder zusammen. Die Anordnung der

Themen in diesem Band betont somit eine in ständiger Veränderung begriffene Dyade von Einhegung und Durchlässigkeit. Vor allem aber präsentiert dieser Band – und darin liegt sein Hauptbeitrag – die vielfältigen Auflösungs- und Reintegrationsprozesse, die im Mittelpunkt der Geschichten von Nationalstaaten, Imperien, demographischen Strukturen, Wirtschaftsbeziehungen und kulturellen Affinitäten stehen.

Bei der Analyse der dynamischen Spannungen dieses Zeitraums vermeidet es der Band, von einer wie auch immer gearteten einzigen «Triebkraft» der Geschichte auszugehen. So enthält er sich beispielsweise jeglicher Annahme oder Behauptung, wonach Staaten die strukturierenden Elemente der Weltgeschichte seien, bei der Ordnung der Welt ökonomische Motive im Vordergrund stünden oder der historische Wandel von Europa aus vorangetrieben werde. In allen Kapiteln finden sich natürlich Fragen nach Ursache und Wirkung und Erklärungen für den Wandel im Laufe der Zeit, aber der Band insgesamt liefert keine Metatheorie der Geschichte. Stattdessen orientiert er sich an der aktuellen Forschung und betont das Prozesshafte und Ungleichmäßige des Wandels, der sich im Rahmen von Austausch und Relationalität vollzieht und nicht durch eindimensionale, übergreifende Faktoren vorangetrieben wird. Die Kapitel legen ihr Augenmerk auf den Austausch zwischen unterschiedlich weit gespannten lokalen, regionalen und globalen Netzwerken und auf die Ungleichheiten, die aus unterschiedlichen, durch Rasse, ethnische Zugehörigkeit, Nationalität, Region, Geographie und Umwelt, Klasse, Geschlecht und Religion bedingten Positionalitäten erwachsen können.

Periodisierung des Zeitraums 1870–1945

Jeder Versuch, ein Stück der historischen Zeit herauszugreifen und zu segmentieren, stößt auf ebenso viele Einwände wie Rechtfertigungen. Dieser Band präsentiert deshalb die Jahre zwischen 1870 und 1945 als eigenständigen Zeitraum, während gleichzeitig die einzelnen Kapitel Beginn und Ende dieser Periode sowie wichtige Wendepunkte flexibel handhaben. So blickt der Beitrag von Charles S. Maier mehrere Jahrzehnte, ja, ein ganzes Jahrhundert in die Zeit vor 1870 zurück, um den Bogen moderner Staatlichkeit erfassen zu können, der in unserem Zeitraum einen Gipfelpunkt erreichte. Auch Dirk Hoerders Kapitel beginnt mit einem umfassenden Prolog über die grundlegenden demographischen Entwicklungen und die Veränderungen von Zugehörigkeitsdefinitionen, die vor 1870 stattfanden und Vorboten der großen Migrationsbewegungen waren, die sich in den letzten drei Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts beschleunigten. Ganz ähnlich gehen Steven C. Topik und Allen Wells davon aus, dass die zweite industrielle

Revolution durch die erste industrielle Revolution beeinflusst und bedingt war. Jeder unserer Themenschwerpunkte weist somit eine eigene Zeitschiene auf.

Überdies präsentieren die einzelnen Kapitel ihre Themen im Rahmen unterschiedlicher Periodisierungsvorstellungen, da bestimmte chronologische Meilensteine und Trends nur für den jeweiligen thematischen Entwicklungsverlauf relevant sind. So vertritt etwa Dirk Hoerder die These, der Zweite Weltkrieg markiere einen grundsätzlichen Wandel der Einwanderungsmuster, nämlich von den großen, arbeitsmarktbedingten Migrationsbewegungen des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts zu den Flüchtlingsströmen, die mit den beinahe unvorstellbaren Verwerfungen dieses globalen Konflikts verbunden waren. Tony Ballantyne und Antoinette Burton wenden sich, auf einem anderen Themenfeld, gegen die gängige Auffassung, der Zweite Weltkrieg bilde die Trennlinie zwischen einem «imperialen» und einem «antiimperialen» Zeitalter. Sie vertreten vielmehr die Ansicht, der Antiimperialismus nach dem Zweiten Weltkrieg, wie er beispielsweise in der Konferenz von Bandung 1955 zum Ausdruck kam, müsse vor dem Hintergrund einer Vorgeschichte gesehen werden, in der Imperialpolitik und antiimperielle Netzwerke gemeinsam, wenn auch mit unterschiedlicher Macht Gestalt annahmen. Mein eigener Beitrag stützt die vertraute These, der Erste Weltkrieg habe die Visionen einiger Internationalisten des späten 19. Jahrhunderts erschüttert, als alte Imperien zerfielen und Kommunismus und Faschismus die Ausbreitung liberaler Republiken in Frage stellten. Er zeigt jedoch auch, dass sich die Ausweitung transnationaler Netzwerke in Wissenschaft, Gesundheitswesen, Unterhaltung und auf einer Vielzahl anderer spezifischer Felder nach dem Ersten Weltkrieg beschleunigte. In vielen Bereichen fungierte «the Great War» somit nicht als Wendepunkt, der einen entscheidenden Rückschritt im transnationalen *network building* markiert. In den Augen von Steven C. Topik und Allen Wells haben Kriege und ökonomische Ereignisse die Warenströme mitunter verändert. Doch neue Erfindungen, Saatgutimporte und Klimaeffekte konnten gleichermaßen dramatische Verschiebungen auslösen. Kurz: Der chronologische Rahmen des einen Themas muss in anderen Zusammenhängen möglicherweise verändert werden.

Auf den ersten Blick könnte es den Anschein haben, als würde unsere thematische Vorgehensweise Schlüsselereignisse von globaler Bedeutung innerhalb der traditionellen Periodisierung dieser Epoche herunterspielen. So gibt es beispielsweise keine Kapitelüberschriften wie «Die Burenkriege», «Der russisch-japanische Krieg», «Der Erste Weltkrieg», «Die Weltwirtschaftskrise» oder «Der Zweite Weltkrieg». Der aufmerksame Leser jedoch wird in den einzelnen Kapiteln mit Sicherheit wichtige Wegmarken wie globale Kriege und Wirtschaftskrisen finden, allerdings werden sie in ihrer jeweiligen Relevanz für unsere fünf Themenfelder behandelt. Und dadurch, dass solche traditionellen Wegmarken in vielfältigen Kontexten auftauchen, fällt die Gesamtgeschichte der Zeit zwischen 1870 und

1945 reichhaltiger und vielschichtiger aus. Keine Periodisierung oder Strukturierung kann die Vergangenheit zur Gänze erfassen. Geschichtsschreibung ist ein Abbild, keine exakte Nachbildung des Gewesenen, und die Notwendigkeit des Auswählens bedeutet, dass jede Rahmenstruktur unvermeidlich einige Elemente erhellt und andere im Schatten belässt. Für den Zeitraum zwischen 1870 und 1945 verschafft ein thematisches Vorgehen die Flexibilität, mehrere Ansätze zur Anwendung zu bringen und so den größtmöglichen Nutzen aus den verschiedenen globalgeschichtlichen Forschungen und Methodologien der jüngsten Zeit zu ziehen.

Gemeinsame Merkmale innerhalb der Kapitel

Zwar legen die folgenden Kapitel den Schwerpunkt auf das Kräftespiel zwischen Wandel und Stabilisierung und auf veränderliche chronologische Para-

meter, doch zusammen beschreiben sie mehrere verbindende Merkmale, die den Zeitraum zwischen 1870 und 1945 charakterisieren. Dazu gehören das dramatische Schrumpfen von Zeit und Raum infolge der Revolution im Kommunikations- und Verkehrswesen; die damit einhergehende Beschleunigung der Mobilität von Menschen, Gütern und Ideen, als sich die globalen Netzwerke der verschiedensten Art verdichten; die Hegemonialmacht des Westens unter Systemen moderner Staatlichkeit und Imperialismus; die Überschneidungen und gemeinsamen Konstruktionen des Globalen und des Lokalen; die immer wichtiger werdende Rolle globaler Städte; die Ausbreitung von Technologien der Massenproduktion und des Massenkonsums; die Macht des Nationalismus und rassistischer Ideologien (und deren Infragestellungen); die beispiellose Gewalt, die neue Herrschaftsformen und effizientere Tötungsmethoden so gut wie jedem Erdteil brachten. Diese und andere Charakteristika, die sich durch die Kapitel ziehen, werden vergrößert, da sie durch unsere unterschiedlichen thematischen Linsen gebrochen werden. Ein etwas genauerer Blick auf die übergreifenden Themenfelder kann dabei helfen, die Kapitel enger zusammenzubinden.

Im hier in Rede stehenden Zeitraum bildeten die globalen Migranten-, Waren- und Ideenströme einen Kreislauf, der generell immer dichter wurde – aber in unterschiedlichem Tempo und mit unterschiedlichen Auswirkungen. Alle Kapitel betonen die Kompression von Zeit und Raum, die immer mehr Menschen in persönlichen oder zumindest virtuellen Kontakt mit anderen, weit entfernten Menschen brachte, und alle betonen damit die Interaktion zwischen ihren jeweiligen historischen Themen und der Rationalisierung von Zeitsystemen und von Revolutionen bei Seereise, Eisenbahnen, Telegraphie und Rundfunk. Zeit und Raum, die in der Geschichte nie feststehende Größen, sondern immer kontingent

waren, schrumpften für viele dramatisch, obwohl die damit einhergehenden Veränderungen isoliertere oder autarkere Bevölkerungen sehr uneinheitlich erreichten. Die Kluft zwischen relativ stark vernetzten und relativ unverbundenen Welten vergrößerte sich entsprechend, was für eine ganze Reihe ökonomischer, kultureller und politischer Strukturen beträchtliche Folgen hatte.

Wurden diese Ströme und Netzwerke vom «Westen» kontrolliert? Der Aufstieg des Westens zur Macht war lange Zeit beinahe gleichbedeutend mit «Weltgeschichte». So lieferte beispielsweise William H. McNeill mit seinem Buch *Rise of the West* (1963) für eine ganze Generation eine gern und viel verwendete Darstellung. Auch Immanuel Wallersteins einflussreiche Analyse des modernen «Weltsystems» stellte, wenngleich kritischer und materialistischer, Europa weiterhin ins Zentrum einer rein reaktiven «Peripherie». Werke wie diese trugen dazu bei, das Feld der Weltgeschichte zu bereiten, aber sie machten oftmals das Selbstbild des Westens von der eigenen zentralen Rolle zur Norm. In jüngster Zeit hat die Forschung, darunter auch neue Arbeiten von McNeill und Wallerstein, die Vorstellung von einem einzigen, gleichsam vorbestimmten geographischen Zentrum in Frage gestellt.¹

Die Bedeutung Europas, insbesondere in Gestalt formeller und informeller Imperialsysteme, bleibt auch in der Zeit zwischen 1870 und 1945 ohne Zweifel ein wichtiges Thema. So haben beispielsweise die bahnbrechenden Arbeiten von Kenneth Pomeranz die «große Divergenz» zwischen Asien und Europa deutlich gemacht, eine Kluft, die sich im 19. Jahrhundert drastisch vergrößerte, als Kohle, Dampfkraft und der Zugang zu Ressourcen in der Neuen Welt die Industrialisierung in Westeuropa beschleunigten. Verschärft wurde dieses Auseinanderklaffen durch eine «Siedlerrevolution», vor allem in englischsprachigen Gemeinwesen. In den Regionen, in denen anglophone Siedler dominant wurden, lösten Einwanderung, Verstärkung und der Ausbau der Infrastruktur Agrarrevolutionen aus, die ihre reichhaltige Produktion dann auf die Weltmärkte warfen. Als diese englischsprachige Welt boomte, erleichterten neue Formen von Banken, Unternehmensgesellschaften, Krediten und Eigentumsschutz internationale Investitionen, während gleichzeitig liberale Ideologien neue Möglichkeiten eröffneten. Die große Weltwirtschaftskrise der 1930er Jahre traf natürlich die kapitalistischen Zentren Europas, schwappte in die früheren und noch bestehenden Kolonien und stärkte diejenigen, die den europäisch-amerikanischen Liberalismus in Frage stellten. Doch weder der Zweite Weltkrieg noch die weltweit aufkommenden antikolonialen Bewegungen kehrten das grundsätzliche Divergenzschema um.

In jüngster Zeit haben Wissenschaftler die Zusammenhänge zwischen Liberalismus und europäischem Imperialismus untersucht und gezeigt, auf welch vielfältige Weise Tugendhaftigkeit und Eigeninteresse im Rahmen eines Fortschrittsdiskurses miteinander versöhnt wurden. Wie unter anderem Jürgen Osterhammel und Michael Adas betonen, war der uns interessierende Zeitraum einer, in dem die

«Zivilisierungsmission» des Westens mittels Zwang und Zustimmung hegemonial wurde. Solche Zivilisierungsmissionen – also die Versuche, die eigene kulturelle Position und Haltung universell geltend zu machen – gab es in der Geschichte natürlich schon seit Jahrhunderten, doch im hier interessierenden Zeitraum trieben die Europäer diese Mission besonders selbstgewiss voran. Wie Jürgen Osterhammel gezeigt hat, verglich sich Europa im 18. Jahrhundert häufig mit Asien; im 19. Jahrhundert hingegen hielt sich Europa für unvergleichlich. Unsere Kapitel berücksichtigen, dass diese Forschungsarbeiten den ökonomischen, politischen und kulturellen Aufstieg Europas in ein neues Licht rücken.²

Als die Eliten im Westen jedoch bestimmte Netzwerke dominierten, indem sie neue Ressourcen ausbeuteten, Mechanismen entwickelten, um Kapital zu «hebeln», und eine vorherbestimmte zivilisatorische Mission verkündeten, taten sie das im Rahmen interaktiver Beziehungen. Die Kapitel dieses Bandes folgen in dieser Hinsicht der jüngsten Forschung: Sie begreifen das Terrain der Welt nicht als eines, das von einer einzigen Region aus ausstrahlte, sondern betrachten es durch die Vielzahl an sozialen, kulturellen, politischen und ökonomischen Austauschprozessen und Netzwerken, welche die Menschen miteinander verbanden (oder auch nicht). Insofern schließt sich dieses Buch denjenigen an, die der Auffassung sind, allein schon die Idee einer Weltgeschichte widerspreche jeder statischen Geographie des Ortes und sei zu ersetzen durch eine Geographie der Zusammenhänge. Wie Christopher A. Bayly in seinem einflussreichen Buch *Die Geburt der modernen Welt* behauptet, kann man die Welt in dieser Epoche «als einen Komplex sich überschneidender Netzwerke von globaler Reichweite [...] beschreiben, während man gleichzeitig die ihnen innewohnenden, gewaltigen Machtunterschiede anerkennt». Europäer konnten sich oftmals bestehende Netzwerke «gefügtig» machen, doch es «war der parasitäre und ‹vernetzte› Charakter westlicher Vorherrschaft und Macht, der dieser eine solche Stärke verlieh. Der Westen verband eine große Vielfalt brauchbarer Netzwerke und Bestrebungen miteinander und machte sie sich zunutze.» Kurz gesagt: Die wachsende Bedeutung des Westens in diesem Zeitraum lässt sich offenbar am besten im Kontext einer Vielzahl interaktiver Netzwerke begreifen, in denen sowohl globale Uniformitäten als auch lokale Diversitäten Gestalt annahmen.³ Der Beitrag von Ballantyne und Burton vertieft diese Sichtweise und verschafft der Situation der «imperialen Globalität» ein theoretisches Fundament.

Globale Interaktionen mögen in dieser Zeit den Westen gestärkt haben, aber sie gingen mit Sicherheit nicht alle von dort aus, und die globale Vernetzung sorgte sowohl für Homogenität wie auch für Differenzierung. Wie Antony G. Hopkins betont hat, bedingten sich das Globale und das Lokale – das selbststilisierte Universelle und das Partikulare – oftmals wechselseitig und existierten in Mischformen nebeneinander, die je nach Zeit, Ort und Umständen unterschiedlich ausfielen.⁴

In den letzten Jahrzehnten hatten mehrere theoretische Diskussionen Anteil daran, dass sich die Geschichtswissenschaft vom Eurozentrismus verabschiedet und einer multizentrischen, vernetzten Perspektive zugewandt hat. So haben zum Beispiel die Theorie des Postkolonialismus, die Geschlechterforschung und die *subaltern studies* wichtige Fragen zu «Stummheit» und Subjektivitäten in der Geschichtswissenschaft aufgeworfen und die Gegenden und Menschen als historische Akteure sichtbar gemacht, die von der früheren Forschung als peripher und reaktiv präsentiert wurden. Zudem hat der sogenannte *cultural turn* Methoden zur Verfügung gestellt, um mit der diskursiven Erzeugung von Wirklichkeit, mit der Standortgebundenheit und mit Bedeutungsvielfalt umgehen zu können. Insbesondere ein stärkeres Gefühl für Sprache und Symbole hat Historiker dazu ermutigt, Wörter wie «Fortschritt» oder «Reform» ebenso genauer zu hinterfragen wie die Prozesse, durch die Kategorien in Bezug auf Nation, Geschlecht, Rasse, Ethnizität, Religion und anderes zustande kommen. Und schließlich haben Anthropologen wie James Clifford und Arjun Appadurai die Historiker dazu animiert, Kultur stärker relational und weniger als ortsbezogenes, kohärentes oder in sich abgeschlossenes Phänomen zu betrachten. Ihr Ansatz beschäftigt sich mit Prozessen und weniger mit Wesensgehalten und hat gezeigt, dass die Konnektivitäten der Moderne gleichzeitig für Homogenität und für Differenz gesorgt haben. Aus Gründen der Lesbarkeit werden die theoretischen Wendungen der letzten Jahrzehnte in unseren Beiträgen nicht ausführlich thematisiert, doch stehen solche Strömungen und die davon beeinflusste Forschung stets im Hintergrund.

Andere wichtige Merkmale der Zeit zwischen 1870 und 1945 haben mit der Ausbreitung des globalen Urbanismus und mit dem Aufkommen unterschiedlicher Vorstellungen von Moderne zu tun. Auf allen Kontinenten begannen Städte damit, sich ihrer Elektrifizierung, ihrer Abwassersysteme, ihrer modernisierten Häfen und Transitwege, ihrer Kinos und anderer Attribute einer Kultur des Massenkonsums zu rühmen. Hinter diesen Veränderungen machten moderne Staaten mobil und sahen ihre Rolle darin, bei der Umsetzung und Begründung der ungeheuren Veränderungen zu helfen, die mit der Mechanisierung und Mediatisierung einhergingen.⁵ Internationale Standards für Zeit und Maße breiteten sich aus und mit ihnen die Hoffnungen (und Befürchtungen), es könnten universal gültige internationale Gesetze und Werte entstehen. Wie insbesondere mein Beitrag betont, entwickelten Stilformen, Geschmacksvorlieben, Handelswaren (oftmals Markenwaren) sowie wissenschaftliches und technisches Expertentum jeglicher Art selbst über große Entfernungen hinweg oberflächliche Ähnlichkeiten. Doch trotz des Phänomens der urbanen Moderne und trotz der Konvergenztheorien, die häufig mit solch sichtbaren materiellen Attributen einhergehen, haben Historiker zunehmend erkannt, dass die Praktiken der Moderne im Rahmen ihrer globalen Zirkulation kulturspezifische Formen ausbildeten.

Unsere Kapitel zeigen, dass aus unterschiedlichen historischen und geographischen Gegebenheiten vielfältige Ansichten darüber entstanden, wie man Staaten, Imperial- oder Globalordnungen organisieren sollte. Oftmals konkurrierten Weltanschauungen miteinander, mitunter auf höchst ungleichem Terrain. In anderen Fällen zehrten die Zielsetzungen der Moderne wechselseitig voneinander, sorgten jedoch auch für Auseinandersetzungen darüber, welche Gruppen nun genau dominant sein sollten. Überdies lebte die Mehrheit der Weltbevölkerung noch immer auf dem Land und war in unterschiedlichem Maße von der Vernetzung betroffen, die in den kosmopolitischen Städten so deutlich zutage trat. Die kommerziellen Revolutionen, die immer stärker auch den ländlichen Raum erfassten, wie fast alle Kapitel betonen, hatten weitreichende Folgen für Staatsaufbau, *empire building*, Migration und Warenaustausch. Doch die technologische Moderne und die Staatsbildung, die als zentrale Merkmale dieser Epoche galten, erwiesen sich als kulturell unterschiedlich und hatten, was ihr Veränderungspotential betrifft, höchst ungleichmäßige Auswirkungen. Eine Reaktion – auf die vor allem James C. Scott immer wieder hingewiesen hat, unter anderem in seinem Buch *The Art of Not Being Governed* – konnte darin bestehen, dass man sich in die «Berge» oder andere nicht-staatliche Räume zurückzog und eine Art «Kunst» darin entwickelte, von sich ausbreitenden politischen Strukturen und Märkten nicht regiert zu werden.⁶

Die folgenden Kapitel machen auch deutlich, dass universalistische Ideen einer künftigen globalen Ordnung der Moderne begleitet waren von hochgradig partikularistischen Ideologien des Ethnonationalismus und Kulturessentialismus. Die virulenten nationalistischen Ideologien dieser Zeit gingen mit institutionellen Prozessen der Staatsbildung einher, die alle möglichen Arten von Inklusion und Exklusion beinhalteten, von rechtlichen Beschränkungen, die die Staatsbürgerschaft regelten, über Konstruktionen professoraler historischer Praktiken, die auf bestimmte staatliche Akteure zugeschnitten waren (und diese glorifizierten), bis hin zu Programmen ethnischer Säuberung. Das Kapitel von Charles S. Maier betrachtet den Aufbau verschiedenartiger moderner Staaten vor dem Hintergrund der zerstörerischen Kräfte, die den ländlichen Raum kommodifizierten. Darüber hinaus befeuerten konkurrierende Varianten moderner Nationalismen den «Hochimperialismus» dieser Zeit sowie die Rivalitäten, die in Dutzenden regionaler und lokaler Konflikte sowie in zwei großen Weltkriegen zum Ausbruch kamen. Staatsbildung, Imperium und bewaffneter Konflikt förderten Ideologien kultureller Gebundenheit. Zudem war es so: Je stärker Handelsströme, Migration und imperiales Ausgreifen verschiedene Völker dieser Welt zusammenbrachten, desto deutlicher wurden die Distinktionen mit dem Etikett «rassenspezifisch» sichtbar. Im Zuge dessen, was Sebastian Conrad als «Globalisierung des Nationalen» bezeichnet hat, begannen um die Jahrhundertwende viele Staaten – nicht nur in Europa – damit, sich als kulturelle Einheiten zu begreifen. Sowohl koloniale als

auch antikoloniale Bewegungen griffen oft monokulturalistische Diskurse auf. Es war somit gerade die Vernetztheit dieser Epoche, die zur Ausbreitung von Ideologien nationaler Separiertheit führte, und das ist eigentlich gar nicht so verwunderlich. Nationalismen, das haben Christopher A. Bayly und Sebastian Conrad gezeigt, werden transnational erzeugt.⁷

Als neue Formen des Kontakts zwischen den Völkern dieser Welt die Unterschiede hervortreten ließen und als das Zusammenspiel von nationalistischen und imperialen Visionen zu Zusammenstößen führte, verdüsterte sich unser Zeitraum durch beispiellose Gewaltausbrüche. Die Kriegsführung ist ein weiteres Thema, das sich durch die Kapitel zieht, denn die technologischen Revolutionen dieser Ära bewiesen ihre Fähigkeiten beim Töten möglicherweise besser als beim Verbinden. Wissenschaft und Ingenieurskunst, die deren Apostel einst als politisch neutrale Bereiche gepriesen hatten, konnten tödlich werden, wenn es um imperiale Macht, nationalen Stolz und potentielle Profite ging.

Vor den Weltkriegen der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts entfachten Nationalismus und *empire building* zahllose regionale Konflikte und Gewaltausbrüche in den Peripherien, *frontiers* und Kolonien weltweit. Der Deutsch-französische Krieg von 1870/71, der Zulukrieg von 1879, der Japanisch-chinesische Krieg von 1894/95, der Russisch-japanische Krieg von 1904/05 oder die Burenkriege (1880/81, 1899–1902) waren Konflikte mit einem konkreten Namen, aber die Gewalt war viel verbreiteter, als dass eine Auflistung einzelner «Kriege» genügen würde, um das Phänomen adäquat zu erfassen. An Orten wie dem Westen Amerikas, in Australien, Argentinien, Deutsch-Südwestafrika und anderswo entfernten europäische Siedler systematisch, durch Ermordung und Entbehrung, die angestammte Bevölkerung von beehrtem Land. Am meisten Zwangsgewalt und Tod gab es in rohstoffreichen Gebieten. So kamen im Kongo unter Leopold II. Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts vermutlich zehn Millionen Menschen um. Die Deutschen setzten bei der Niederschlagung der Aufstände von Herero und Nama in ihrer südwestafrikanischen Kolonie auf Völkermordmethoden. Im Philippinisch-amerikanischen Krieg 1899–1903 dezimierten US-Truppen die philippinischen Widerstandskämpfer, pferchten Zivilisten in Lager und gingen im Moro-Konflikt, der sich bis 1913 hinzog, noch deutlich härter gegen den Widerstand auf der mehrheitlich von Muslimen bewohnten Insel Mindanao vor. Britisch-ägyptische Truppen nutzten ihre überlegene Feuerkraft, um Zehntausende zu töten und das Regime des Mahdi im Sudan 1898 zu stürzen. Wie diese Beispiele zeigen, dienten die Kolonialgebiete oft als «Übungsgelände» für Truppeneinheiten; jede der Hauptkriegsparteien in den Weltkriegen hatte sich zuvor in kolonialen oder regionalen Konflikten «warmgelaufen». Wie Charles S. Maier deutlich macht, wurde das Führen von Kriegen zu einem wichtigen Faktor der Staatsbildung.

Nationalismus und *empire building* führten zu immer größerem Blutvergießen, sobald große Nationalstaaten aufeinander losgingen. Der «Great War» in Europa

wurde gerade wegen der globalen Verbindungen, die in den Jahrzehnten zuvor geschaffen worden waren, zum Weltkrieg. Die Unterstützung für England und Frankreich wurde immer breiter und umfasste einen Großteil des amerikanischen Kontinents, Australien, Neuseeland und Japan. Die Deutschen dehnten ihren Machtbereich auf islamische Regionen aus und führten in Afrika südlich der Sahara mit Erfolg ostafrikanische Kolonialtruppen gegen ein Bündnis aus Briten, Südafrikanern, Franzosen, Belgiern und Portugiesen. Der Weltkrieg kostete mehr als 16 Millionen Menschen das Leben, 21 Millionen wurden verwundet, das Russische, das Habsburgische, das Deutsche und das Osmanische Reich zerfielen.

Auch wenn der Erste Weltkrieg die Netzwerke von Handel, Finanzwesen und persönlichen Beziehungen vorübergehend zerstörte, führte er doch die sich beschleunigende Vernetztheit der Welt vor Augen. So waren sich zum Beispiel alle Nationen immer deutlicher bewusst, dass sie Zugang zu strategischen Rohstoffen und die Kontrolle über die Kommunikationsnetze besitzen mussten. Zudem verließen Millionen von Soldaten ihre Heimatorte und machten sich auf den Weg zu fernen Schlachtfeldern. Diejenigen, die überlebten, kehrten oft verändert zurück – einige gebrochen, einige mit erweitertem Horizont. (Ein populärer amerikanischer Nachkriegssong, den vor allem afroamerikanische Jazzorchester gern zum Besten gaben, fragte: «How ya' gonna keep 'em down on the farm, after they've seen Patee?») Gegen Ende des Krieges zeugte die verheerende Grippepandemie von der Durchlässigkeit politischer Grenzen und vom todbringenden Charakter globaler Kriegsführung.

Als der Krieg und sein Ende ökonomische Verlagerungen, eine sich ausbreitende Krankheit und das Gespenst des Hungers nach Europa brachten, kam es zur Auseinandersetzung zwischen konkurrierenden Ideologien: Kommunismus, liberalem Republikanismus und Faschismus. Sie wetteiferten darum, eine neue Ordnung für die Welt anzuführen, und ihre Rivalitäten beherrschten die Weltgeschichte von den 1920er bis zu den 1940er Jahren und darüber hinaus. Zwar konnte sich jede dieser Formen beispielhaft innerhalb bestimmter Nationalstaaten entfalten und zehrte von bestimmten Nationalismen, doch fanden sie jeweils auch quer durch transnationale Netzwerke Anhänger. Der Erste Weltkrieg untergrub somit nicht nur die alte europäische Ordnung, sondern seine Nachwirkungen lieferten auch den Kontext für die wachsende Macht antikolonialer Bewegungen sowie für die ideologischen und geopolitischen Rivalitäten, die in einen noch viel größeren Weltkrieg münden sollten.

Angesichts der Belastungen der 1920er Jahre und der ökonomischen Implosion der 1930er Jahre zerfielen die politischen Gemeinwesen in vielen Ländern in Lager, die sich im übertragenen wie im wörtlichen Sinne bekriegten, während sie im Innern wie nach außen Netzwerke von Verbündeten und Feinden aufbauten. Die sich wie ein Krebsgeschwür ausbreitende Weltwirtschaftskrise – mit Bankenkrisen, Währungsabwertungen, Arbeitslosigkeit und schrumpfendem Handels-

volumen – lieferte den Beleg dafür, wie sehr das ökonomische System globalisiert war, und löste scharfe Gegenreaktionen aus. In den meisten Ländern und Imperialzonen gipfelte sie im Ruf nach einer Abkehr vom Goldstandard, stärkerem Protektionismus und der Schaffung regionaler Handelsblöcke – alles nationalistische Infragestellungen des liberalen Ideals ökonomischer Globalisierung. Die Sowjetunion, die sich abseits und vom Goldstandard fern gehalten hatte, blieb vom Abschwung weitgehend verschont. Sowjetische Politiker feierten den offenkundigen Bankrott des Kapitalismus und verkündeten die Überlegenheit der zentralen staatlichen Wirtschaftsplanung. Gleichzeitig zeugten die Imperialträume der expansionistischen Regime in Deutschland und Japan von einer ganz anderen Vision dessen, wie eine neue Form der Globalisierung unter ihrer Herrschaft aussehen könnte.

Die USA, die stärkste Volkswirtschaft der Welt, wandten sich angesichts der globalen Depression Anfang der 1930er Jahre nach innen und konnten die Rolle eines ökonomischen Stabilisators nicht mehr ausfüllen, während der Goldstandard der Zwischenkriegszeit antizyklischen Eingriffen von Nationalstaaten entgegenwirkte. Während die Institutionen der liberalen Demokratie schwächer wurden, gewannen Kommunisten- und Faschistenführer an Zulauf, aber auch der Gegensatz zwischen diesen beiden verschärfte sich. Der Kontinent, der Ende des 19. Jahrhunderts selbstbewusst seine aufklärerische Mission verkündet hatte, trat ein in ein «Zeitalter der Extreme» (Eric Hobsbawm), in dem autoritäre Herrschaft eine Blüte erlebte und die liberale Demokratie in die Defensive gedrängt schien, zumindest bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs.⁸

Im Verlauf des hier behandelten Zeitraums nahm die Intensität des Tötens mit jedem Einsatz militärischer Macht zu, weil die Feuerwaffen technisch immer ausgereifter und tödlicher wurden. Luftangriffe beispielsweise wurden immer zielgenauer und damit für Militär wie Zivilbevölkerung immer tödlicher. Nicht einmal zwei Jahrzehnte lagen zwischen dem Kleinflugzeug, das in den Kolonialkriegen der 1920er Jahre – etwa dem der USA in Nicaragua oder dem der Briten im Irak – Aufständische bombardierte, und den strategischen Bombern und der mit Atomwaffen bestückten *Enola Gay* des Zweiten Weltkrieg. Und in Wellen kam es zu Massentötungen, die immer effizienter vonstatten gingen: Armenier, die während und nach dem Ersten Weltkrieg in die Wüste getrieben wurden und dort zugrunde gingen; Josef Stalins todbringende Hungersnot in der Ukraine und seine Hinrichtungen während der Säuberungen der 1930er Jahre, die zusammen zwischen 15 und 20 Millionen Todesopfer forderten; der industriemäßig betriebene Völkermord der Nationalsozialisten.⁹

Da Extreme immer neue, noch größere Extreme nach sich zogen, konnte die Brutalität zu etwas ganz Normalem werden. Timothy Snyder hat von den «Bloodlands» gesprochen und damit die Gegend Europas gemeint, in der Stalins und Hitlers imperialer Konkurrenzkampf am heftigsten wütete und rund 14 Millio-

nen Juden, Roma und Osteuropäer ihr Leben ließen. Nationalsozialistische und japanische Militaristen, deren Expansionsdrang den Zweiten Weltkrieg ausgelöst hatte, verbanden die Träume von Landimperien in Osteuropa bzw. in der Mandchurei zu Ideologien, welche die Vernichtung von «Minderwertigen» rechtfertigten, wenn diese im Weg waren. Der Zweite Weltkrieg brachte die finstersten und brutalsten Impulse der Epoche zum Vorschein und wurde zum größten globalen Blutvergießen in der Menschheitsgeschichte. Die Zahl der Toten, die sich auf vierzig bis fünfzig Millionen belief, gut die Hälfte davon Zivilisten, stellte die Opferzahlen des Ersten Weltkriegs weit in den Schatten, von früheren regionalen Konflikten gar nicht erst zu reden.¹⁰

Neue Technologien hatten die Menschen miteinander verbunden, aber was aus diesem Kontakt entstand, konnte sich in Hass und Schrecken verwandeln. Die exponentiell gestiegene Fähigkeit, Leben zu zerstören – das von Zivilisten genauso wie das von Soldaten –, stand keineswegs im Gegensatz zur Konnektivität der Zeit; sie war eine Begleiterscheinung. Insbesondere der Beitrag von Charles S. Maier widmet sich dem Kräftespiel zwischen dem neuen Zeitalter der Globalisierung und den wachsenden Instabilitäten – Kriegen und Revolutionen –, die nach 1895 Fahrt aufnahmen.

Während der «dunkle Kontinent» Europa in unserem Zeitraum seine Tötungstechnologien in alle Welt verbreitete, hatte die Mechanisierung auch Folgen für die natürliche Umwelt, wie Topik und Wells zeigen. Tatsächlich erlebten das späte 19. und das frühe 20. Jahrhundert die massive Beschleunigung einer anderen Art von Krieg, eines Krieges, der gegen Arten und Ökosysteme geführt wurde. Es ist nicht so, dass diejenigen, die sich oft der Verbreitung der Zivilisation rühmten, üblicherweise *die Absicht hatten*, pflanzliches und tierisches Leben zu zerstören, aber Intentionen sind kein besonders brauchbarer Maßstab für das, was am Ende als Ergebnis steht. Mitunter kam es ganz bewusst zu systematischer Zerstörung: So schlachteten landhungrige Amerikaner in den Great Plains Millionen von Büffeln ab, zum Teil aus Spaß und Profitstreben, zum Teil, um den «Eingeborenen» die Fähigkeit zu rauben, sich der weißen Expansion zu widersetzen. Viel häufiger jedoch entstanden Umweltschäden aus Unwissenheit über das natürliche Gleichgewicht oder aufgrund der Annahme, die Gaben der Natur seien unerschöpflich. Die großen Schwärme von Zugvögeln, die 1850 noch den Himmel verdunkelten, wurden schnell kleiner; die riesigen Tierherden in Afrika fielen Tierhändlern und anderen profitgierigen Menschen zum Opfer. Vertreter der Akklimatisierungstheorie stellten sich vor, der zunehmende Handel mit Pflanzen werde die Artenvielfalt durch Hybridisierung und Anpassung steigern, doch Pflanzensucher, die noch in so gut wie jede unerschlossene Region vordrangen, bestimmten exotische Arten nicht nur, sondern zerstörten sie auch. Überdies sorgte die rasante Ausbreitung von Plantagen dafür, dass an die Stelle der natürlichen Vielfalt profitable Monokulturen traten. Eisenbahnlinien, Häfen, Dämme und andere Bautätigkeiten

veränderten Ökosysteme oftmals auf unvorhersehbare und gefährliche Weise. Die «Urbarmachung» von Land mit ihrem Diskurs von Steigerung und Effizienz konnte rücksichtslos gegen diejenigen vorgehen, die aktuell noch auf diesem Land lebten.¹¹ Die Zerstörung von natürlichen Lebensräumen machte, ganz ähnlich wie der «clash of cultures», die neue Vernetztheit des Zeitalters zu einer verheißungsvollen und zugleich bedrohlichen Sache.

Die einzelnen Kapitel

Die folgenden Kapitel präsentieren die Welt, die in den Jahren 1870 bis 1945 Gestalt annahm, anhand von fünf Hauptthemenfeldern: dem Entwicklungsbogen der modernen Staatsbildung; der Globalität imperialer Zusammenhänge und des Antiimperialismus; den globalen und regionalen Wanderungsbewegungen von Menschen; der Ausweitung, Verdichtung und Beweglichkeit von Warenketten; den Strömungen sozialer und kultureller Bindung und Verflechtung. Im Rahmen dieser Themen beleuchten die Kapitel die Wechselbeziehungen zwischen Veränderungs- und Stabilisierungsimpulsen und rücken die Gemeinsamkeiten und Unterschiede in den Vordergrund, die in diesem Zeitraum entstanden. Keines der Kapitel nimmt für sich in Anspruch, die verschiedenen Regionen und Völker der Welt vollständig «abzudecken»; sie wollen eher historische Prozesse deutlich machen und nicht global umfassend sein. Eine kurze Vorschau auf die einzelnen Kapitel kann zeigen, welchen Beitrag sie jeweils für eine Weltgeschichte dieses Zeitraums leisten.

Charles S. Maier gibt den Rahmen für das Buch vor, indem er über den uns interessierenden Zeitraum hinausgreift und in einen breit angelegten Kontext stellt, was er als den Aufstieg des «Leviathan 2.0» bezeichnet – die «moderne Staatlichkeit», die zwischen der Mitte des 19. und der Mitte des 20. Jahrhunderts entstand. Er wirft zunächst einen Blick zurück auf die Instabilitäten des vorangegangenen Jahrhunderts – auf den Zusammenstoß, zu dem es kam, als dynamische Märkte, imperiale Expansion, liberale Ideen und republikanische Diskurse über «Rechte» Rückschläge erlitten, die von bedrohten traditionellen Eliten, marginalisierten Sektoren, religiösen Bürokratien und Erneuerungsbewegungen, Utopisten und anderen ausgingen, die sich den Globalisierungsimpulsen widersetzen. In einem Überblick über ein Jahrhundert politischer Entwicklungen überall auf der Welt erläutert er, inwiefern dieser turbulente Zerfall einer alten Ordnung den Hintergrund bildete, vor dem die moderne Staatlichkeit Gestalt annahm.

In den «nationalen Einigungskriegen» zwischen 1845 und 1880 wurden Territorialstaaten auseinandergerissen und wieder zusammengefügt. Weltweit veränderten sich die politischen Zuständigkeitsbereiche sowie die soziale Herkunft

und die Ziele des politischen Führungspersonals. In der westlichen Hemisphäre konstituierten sich die Vereinigten Staaten neu, die kanadische Föderation wurde neu organisiert, Mexiko wehrte sich erfolgreich gegen eine französische Invasion und konsolidierte sich anschließend, Argentinien widersetzte sich der Diktatur. In Europa waren die Oberhäupter in Italien, Deutschland, Österreich-Ungarn, Spanien, im Osmanischen und im Russischen Reich allesamt darum bemüht, moderne Staaten zusammenzstückeln. In Ostasien versuchten japanische und chinesische Beamte, die Gefahr von ausländischen Angriffen durch Maßnahmen des *state building* zu verringern. In vielen Regionen gaben neue Modernisierungs- und Rationalisierungsprogramme das Zeichen zum «letzten Gefecht» für die politische Autonomie der indigenen Bevölkerung. Maier fragt, warum die Geschichte in diesem Moment global wird. Der Prozess der Staatsbildung, so zeigt er, war «ansteckend», denn die Staaten wurden nicht nur in einem kompetitiven globalen Universum umgestaltet, sondern auch als Reaktion auf bestimmte interne Kräftespiele, bei denen alle, selbst die in der Gesellschaft ganz unten Stehenden, die «winds of change» zu spüren bekamen.

Die Obrigkeit dieser neuen und wiederbelebten Staaten installierte neue Kommunikationssysteme, neue Formen der Dokumentation, der Landnutzung, des Landbesitzes und der Besteuerung, neue Technologien, Waffen, Behörden, Gesetze und rassistische Rechtfertigungen, womit sie ihr Interesse an Methoden der Gouvernamentalität bekundete. Im Bestreben, das Verhältnis zwischen dem Staat und dem «Sozialen» zu definieren, richteten sie ihr Augenmerk auf den Arbeitsmarkt, auf Bildung, Gesundheit und sanitäre Einrichtungen, auf kulturelle Verbesserung und oftmals auf damit zusammenhängende Imperialmissionen sowie auf die technologischen Innovationen, die ihre wirtschaftliche wie ihre militärische Potenz stärken sollten. Verschiedene Arten von kulturellem Nationalismus schufen gemeinsam Loyalitäten und hielten sie aufrecht. Um die Jahrhundertwende führte das Interesse an moderner Staatlichkeit zu einer weltweiten Welle an Revolutionen: in China, Russland, Iran, in der osmanischen Türkei und in Mexiko. Zwar waren diese Revolutionen geographisch weit voneinander entfernt und verliefen ganz unterschiedlich, doch richteten sie sich allesamt «gegen Autoritäten, die in ihren Augen eine Mitschuld trugen an nationaler Abhängigkeit oder gar Demütigung». Alle versuchten eine Art parlamentarischer Regierung zu errichten und sprachen dem Staat eine positive Rolle zu. Selbst Monarchien wie die in Thailand und Äthiopien machten sich angesichts der allgemeinen Entwicklung schon bald ebenfalls an eine Modernisierung des Staates. Maier warnt jedoch davor, die Macht des Staates überzubewerten. Vor dem Ersten Weltkrieg waren die Steuereinnahmen gering, und die wirkliche Regierungsmacht, sowohl in Imperien wie auch auf dem Land, lag ganz oder teilweise bei lokalen Honoratioren und privaten Autoritäten.

Besonders kompliziert wurde das Problem der Repräsentation im modernen Staat durch ethnische, rassen-, klassen- und geschlechtsspezifische Spaltungen.

Wer sollte dazugehören und zu welchen Bedingungen? Wie sollte das Verhältnis zwischen Staat und Gesellschaft gestaltet sein? Das Wirtschaftswachstum verschärfte dieses Repräsentationsdilemma oft noch, statt es abzumildern. Und auch das Aufkommen des Nationalismus in den Kolonien sowie die Schwächung der Kolonialimperien sorgten für neue Spannungen: Wer hatte das Recht (oder die Macht), ein nationales oder imperiales Organ zu konstituieren? Die Fesseln staatlicher Disziplin in modernen Staaten und Imperien konnten manchen befreiend erscheinen, während sie auf andere ausschließend und erdrückend wirkten.

Die Wirren des Ersten Weltkriegs und die Wirtschaftskrise, die sich in den 1930er Jahren immer weiter verschärfte, erwiesen sich zusätzlich als fruchtbarer Boden für neue autoritäre Formen von Staatlichkeit: Bolschewismus und Faschismus. Die Sowjetunion richtete einen Einparteienstaat ein, der als Inbegriff des Internationalismus und des proletarischen Kollektivismus gerechtfertigt wurde, aber auf Terror basierte. Der Faschismus, zunächst in Italien, aber deutlich aggressiver in Deutschland, begründete seinen Autoritarismus mit dem gesellschaftlichen Nutzen des Krieges für die Erneuerung der Menschheit. Der Nationalsozialismus verschmolz das kriegerische Element mit Visionen von einem ethnisch-rassisch definierten Staat. Die zentralisierte Macht in diesen außergewöhnlichen Hyperstaaten beruhte nicht auf Individuen mit unveräußerlichen Rechten, sondern auf speziellen Polizeikräften, die Verpflichtungen auferlegten und die Trennlinien zwischen nationaler Inklusion und Exklusion brutal durchsetzten. Ende der 1930er Jahre, als der liberale Kapitalismus überall in der Krise war, hatte es den Anschein, als wise der Impuls der Geschichte in Richtung solch «disziplinierter Kollektive», die den Krieg verherrlichten und Abweichler ermordeten.

Am Ende des Zweiten Weltkriegs waren mehrere Varianten des modernen Staates übrig geblieben: der «Wohlfahrtsstaat», der zum Zwecke sozialen Ausgleichs und wirtschaftlichen Wachstums auf staatliche Planung setzte; Einparteienstaaten mit sozialistischen Regierungen, die Merkmale des sowjetischen Modells übernahmen; und Regierungen, die von modernisierungsorientierten Militärintstitutionen beherrscht wurden und vor allem in Lateinamerika, Asien und im Nahen Osten zu finden waren. Ab den 1970er Jahren standen all diese Formen moderner Staatlichkeit in einem wachsenden Spannungsverhältnis zu den Veränderungsimpulsen der «Globalisierung», zu denen vor allem die Mobilität des Kapitals und die Rechtfertigungen für neu gestaltete Formen transnationaler Wirtschaftsmacht gehörten. Die künftigen Konturen moderner Staatlichkeit wurden, so schien es, immer ungewisser.

«Zwischen der Mitte des 19. und der Mitte des 20. Jahrhunderts», so Maier abschließend, «hatten sich Staaten auf vielfache Weise neu organisiert und strukturiert: Sie hatten um ein zusammenhängendes Territorium gekämpft, sich die Mittelschicht verpflichtet, das Staatsgebiet konsolidiert, «Nomadenvölker» oder

Stämme unterjocht und sich in beispiellosen Kriegen gegenseitig bekämpft. Sie hatten mit revolutionären Parteien experimentiert, deren Mitglieder von Visionen gewaltsamer Veränderung vergiftet waren und faktisch die brutalsten Führer verehrt hatten; und schließlich waren sie bestrebt gewesen, Normalität und ein prekäres Gleichgewicht zu den immer mächtiger werdenden Kräften der Ökonomie herzustellen.»

Die modernen Staaten, die darum bemüht waren, Grenzen zu konsolidieren und neue Regierungsformen zu entwickeln, beteiligten sich auch am Konkurrenzkampf des *empire building*, und das anschließende Kapitel von Tony Ballantyne und Antoinette Burton befasst sich eingehender mit den imperialen Begegnungen und Zusammenstößen. Die Autoren stützen sich dabei auf zahlreiche Untersuchungen der sogenannten «neuen Imperialgeschichte» und betonen, dass das Imperium nichts war, was in den europäischen Hauptstädten ersonnen und dann «dort draußen» implementiert wurde. Vielmehr beeinflussten Imperialsysteme mit ihren zahlreichen ökonomischen, rassen- und genderspezifischen Formen die Imperien in all ihren Teilbereichen. Das Kapitel befasst sich deshalb mit der «imperialen Globalität» – den mannigfaltigen territorialisierenden Regimen, die überall auf der Welt Kolonien errichteten und gleichzeitig um ausbeutbare Ressourcen und die Kontrolle über die «Eingeborenen» konkurrierten.

Ballantyne und Burton betonen jedoch, dass das «imperiale Globale» kein kohärenter oder allumfassender Moloch war, sondern vielmehr ein höchst uneinheitliches «Gefüge aus unregelmäßigen Integrationsprozessen, hinter denen keine gemeinsame treibende Kraft stand; vielmehr spiegelten diese Prozesse die Wechselfälle von Konvergenz und Divergenz, von Begierde und Gleichgültigkeit, von Intentionalität und Trägheit wider». Sie zeigen somit, welche Rolle imperiale Macht bei der Schaffung des Globalen spielte, verweisen jedoch auch auf die Grenzen, Ängste und Verwundbarkeiten, die mit imperialer Herrschaft verbunden waren, und betrachten Imperien nicht nur von ihren Zentren, sondern von verschiedenen Blickwinkeln, Räumen und Mikroebenen aus.

Das Kapitel geht zunächst der räumlichen Logik und den kulturellen Formen moderner Imperien nach. Imperien erscheinen dabei als «platzschaffende Regime», die geographischen Raum sowohl ent- als auch reterritorialisieren, und anhand von Beispielen aus vielen Imperialsystemen werden Schlüsselinstitutionen imperialer Interaktion analysiert: Militäreinrichtungen, Missionsstationen, Arbeitsplätze und Haushalte. In all diesen Bereichen waren die Vertreter der Imperialmacht bestrebt, die indigene Bevölkerung zu kontrollieren, mussten sich jedoch mit bestehenden lokalen Praktiken arrangieren. Konflikte um die Organisation und Nutzung von Raum traten häufig in Zeiten imperialer Krisen zutage. Die Autoren wollen verstehen, inwieweit diese sozialen Kartographien des Imperiums den Charakter imperialer Macht prägten, und gehen dabei vor allem einer Frage nach: «Wie lässt sich die historische Bedeutung nicht nur des aus Imperien resul-

tierenden Kontakts und Konflikts erlassen, sondern auch des Fortbestands einheimischer Lebensformen in den autonomen wie in den abgetrennten Räumen, die infolge imperialer Autorität und Macht entstanden?» Ihr besonderes Augenmerk gilt den Themenfeldern Kultur, Arbeit und soziale Stellung, bei denen nicht zuletzt Rasse, Geschlecht und Sexualität eine Rolle spielen. «Von zentraler Bedeutung für dieses Projekt», so schreiben sie, «sind Fragen von Gender und Sexualität, von Rasse und Ethnizität, von Klasse und Status, und zwar nicht nur, weil sie erklärungsbedürftig sind, sondern weil sie absolut entscheidend dafür waren, wie Imperien sich entfalteten.»

Anschließend richtet das Kapitel den Blick auf die weltweiten Veränderungen in den Kommunikations-, Verkehrs- und Wirtschaftssystemen, die dem *empire building* förderlich waren. Am Beispiel dreier sehr verschiedener Imperien – des britischen, des japanischen und des osmanischen – analysiert es die Verbindungsmuster in den Bereichen Technologie, Industrie und imperiale Organisationsstruktur. Wie die Autoren zeigen, trugen verschiedene imperiale Verbindungen dazu bei, dass Zeit und Raum schrumpften, wenn auch ungleichmäßig. Die zunehmende Vernetzung hatte oft auch unerwartete Folgen für andere Bereiche: von den Lebens- und Arbeitsmustern in Hafenstädten über den Einfluss religiöser Praktiken und die Ausbreitung von Krankheiten bis zu den Auswirkungen des Druckwesens.

Abschließend machen Ballantyne und Burton anhand zahlreicher Beispiele deutlich, dass und in welchen Formen die Ausbreitung von Imperien häufig auf Widerstand stieß. Für derartige imperiale/antiimperiale Konflikte, die sich meistens auf den Feldern, in den Fabriken, Schulen und Gefängnissen – also den Orten des Alltagslebens – abspielten, gibt es kein festes Muster. Mitunter wandten sich die «Untertanenvölker» direkt gegen die Imperialmacht, doch oft gingen sie vorsichtig und zurückhaltend vor. Nach und nach jedoch entstanden transnationale Netzwerke von Antiimperialisten. «Dabei waren diese globalen Räume Ende des 19. Jahrhunderts Brutstätten für organisierte Formen antikolonialer Stimmung, auch wenn die Mehrzahl der wirklich nationalistischen Bewegungen bis zur Zwischenkriegszeit [oder auch danach] ihre Ziele nicht erreichte.» Damit zeigt dieses Kapitel (das auch im Falle der imperialen/antiimperialen Impulse darauf beharrt, das Ganze immer wieder unter rassen- und geschlechtsspezifischen Aspekten zu betrachten), wie die imperiale Weltordnung in dieser Epoche entstand und wie sie beseitigt wurde. «Antikoloniale Nationalisten der damaligen Zeit haben sicherlich nicht alle miteinander kommuniziert oder einander gekannt, aber die Parallelen zwischen den Bewegungen sind ebenso frappierend wie die Ähnlichkeiten zwischen den und innerhalb der Imperialordnungen.» Das Kapitel lenkt die Aufmerksamkeit somit auf die formalen Mechanismen des Imperiums, ohne deren Reichweite und Macht zu überschätzen. Wichtige antiimperialistische Bewegungen entstanden im Allgemeinen in den 1890er Jahren,

finden während des Ersten Weltkriegs und danach ein fruchtbares Milieu vor und gewannen in der Zwischenkriegszeit immer mehr an Einfluss.

Die nächsten drei Kapitel befassen sich mit Strömungen und Netzwerken, die oftmals die Grenzen durchschnitten, welche Staaten und Imperien zu zementieren versuchten. Ob es um die Wanderungsbewegungen von Menschen, um sich verschiebende Warenketten oder um die Zirkulation verschiedener Ideen und Zugehörigkeiten geht – stets zeigen diese Kapitel eine Welt in Bewegung.

Dirk Hoerder beschäftigt sich mit den Menschenströmen, welche die Massenmigrationen dieser Zeit bestimmten. Am Anfang gibt er einen globalen Überblick über afrikanische, südasiatische, europäische und russische Migrationsbewegungen, der den Kontext der dahinterstehenden Mobilitäten (und Immobilitäten) erläutert. Mit dieser Perspektive rückt Hoerder Europa aus dem Zentrum der Migrationsgeschichte dieser Zeit und untersucht stattdessen all die Makroregionen, in denen es zwischen den 1870er und den 1910er bzw. mancherorts den 1930er Jahren zu massenhaften Bevölkerungstransfers kam. Hoerder zeigt, wie die neuen Eisenbahnlinien, Hafenstädte und Dampfschiffe sowie das enorme Bevölkerungswachstum seit den 1870er Jahren Tempo und Ausmaß des Reisens ganz allgemein erhöhten. Aus Europa gab es eine «proletarische Massenmigration», die sich beschleunigte, während Regime temporärer Schuldknechtschaft riesige Wanderungsbewegungen von Männern und Frauen aus den Regionen am Indischen Ozean und später aus Ostasien in Gang setzten, die sich in die verschiedenen Plantagengürtel und Bergbaugebiete der Welt ergossen. Nachdem der Sklavenhandel aus Afrika auf dem amerikanischen Kontinent in den 1880er Jahren weitgehend beendet war, kontrollierten im Allgemeinen kolonialisierende Staaten und Investoren aus Europa die Mobilität afrikanischer Völker. Zu massenhafter Binnenmigration kam es in China, Indien, Europa, Nordamerika, im europäischen Teil Russlands sowie in einigen Teilen Lateinamerikas und des kolonisierten Afrika, als Männer und Frauen Gegenden mit einem Überschuss an Arbeitskräften verließen und in Regionen strömten, in denen Städte, Bergwerke und Industrie wuchsen.

Dirk Hoerder zeigt, wie Bevölkerungsströme vom Kolonialismus, den sich verändernden Wirtschaftsbeziehungen und den Bestrebungen der Menschen, die oft in sehr beengten Umständen gefangen waren, beeinflusst wurden. Die Migration innerhalb wie zwischen Regionen und Imperien sorgte dafür, dass sich Bevölkerungen mischten und dass neue Kategorien und Methoden sozialer Schichtenbildung entstanden. Deutlich wird aber auch, wie sehr Migrationsentscheidungen und -erfahrungen geschlechtsbedingt waren (was auch für diejenigen gilt, die nicht weggingen) und wie sehr sie von Einkommen, rassistischen Zuschreibungen und Ethnizität abhingen.

Das Kapitel beschreibt überdies die Flüchtlingsströme, die durch die Weltwirtschaftskrise der 1930er Jahre und die beiden Weltkriege ausgelöst wurden. Dazu

gehört auch die Migration von Intellektuellen, die eine globale Kritik an Kolonialismus und Rassismus einleitete. Hoerders Darstellung lässt somit einige der Vertreibungen und Migrationen erahnen, die sich bis in spätere Jahrzehnte jenseits unseres Zeitraums erstrecken sollten.

Migrationsgeschichte, so Hoerder, kann sich freilich nicht in der Beschreibung einiger exemplarischer Erfahrungen erschöpfen. Geschichten über Migration gibt es viele, und sie sind in hohem Maße kontingent. Innerhalb dieses globalen, historisch ausgerichteten Überblicks über unsere Epoche liefert er deshalb einen analytischen Rahmen von Begriffen und Kategorien, innerhalb dessen sich die Mobilitäten und Einschränkungen, die das Leben des Einzelnen prägten, verstehen lassen. Er verwahrt sich gegen häufig verwendete, aber zu enge Kategorien wie «frei» und «unfrei» und gegen Wörter wie «Identität» und «Assimilation». Vielmehr rückt seine Interpretation die «prozesshaften Strukturen» in den Mittelpunkt, in denen Männer wie Frauen ihr Leben lebten, und betont die komplexen Variablen, die bei der Akkulturation und bei den Prozessen, in deren Verlauf sich «Zugehörigkeit» herausbildet – also wie sie offeriert, vorenthalten und übernommen wird –, eine Rolle spielen. Migranten schlossen Kompromisse mit neuen Umgebungen: Sie versuchten Dinge zu behalten, die ihnen schon in der Vergangenheit wichtig waren, und sich von dem zu trennen, was sie zurücklassen wollten. So gesehen stellen Migrationsbewegungen die Vorstellung in Frage, Staaten oder Kulturen könne man als abgeschlossene Gebilde betrachten, denn Menschen, die unterwegs sind, «werden mit mehr als nur einer Lebensweise vertraut». Dirk Hoerders Kapitel leistet somit einen wichtigen Beitrag zum Verständnis der Bevölkerungsbewegungen in dieser Zeit, denn mit Hilfe seines «Systemansatzes» berücksichtigt er die unterschiedlichen Bedingungen von Abreise, Unterwegssein und Ankunft.

Das Kapitel von Steven C. Topik und Allen Wells befasst sich mit Waren in Bewegung. Als Handel und Finanzwesen die Welt enger vernetzten, verbanden Warenketten Produzenten, Verarbeiter, Transporteure und Käufer miteinander. Zeichnet man diese Ketten nach, so eröffnet das innovative Möglichkeiten, die enorme Vielfalt an Märkten zu verstehen und den wirtschaftlichen Aufstieg und Niedergang verschiedener Regionen in der vernetzten Welt zu erklären. Nicht ohne Grund stehen die umfassenden Agrarrevolutionen dieser Zeit mit im Zentrum der Geschichte dieser Warenketten. Landwirtschaftliche Produkte machten den Großteil des Welthandels aus und öffnen damit ein Fenster zu unzähligen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Veränderungen überall auf der Welt.

Richtet man den Blick auf die globalen Ströme einiger der wertvollsten Handelsgüter dieser Welt, wird deutlich, inwiefern technologische Innovationen der Epoche zugleich die landwirtschaftliche und die industrielle Produktion veränderten. Außerordentliche Steigerungen bei der Nahrungsmittelproduktion,

deren Waren mit effizienteren Verkehrssystemen befördert wurden, versorgten die wachsenden Städte und die dortigen Arbeitskräfte. Ähnlich sorgte das industrielle Leben in den Städten für eine immer größere Nachfrage nach erschwinglichen Agrarprodukten von nahen und fernen Feldern.

Der Beitrag zeigt die Dimension des materiellen Wandels: Revolutionen im Verkehrs- und Finanzwesen begleiteten zusammen mit neuen Unternehmensformen und Oligopolen die Ausweitung bestimmter Industrie- und Agrarsektoren; die Eisenbahn und später dann die Automobilindustrie sorgten dafür, dass die Produktion von Treibstoffen wie Kohle und Benzin und von neuen wichtigen Waren wie Stahl, Aluminium und Gummi einen Schub erfuhr; der gigantische Handel mit Weizen stand in Verbindung mit der Entstehung von Terminmärkten, dem Managementkapitalismus, dem Eisenbahnbau, der Mechanisierung der Landwirtschaft, der Werbung – Innovationen, die auch alle anderen Bereiche des Wirtschaftslebens erfassten; die Verpackung der Getreidekörner beförderte den Anbau von Jute in Indien, von Hanf auf den Philippinen und von Sisal in Yucatán; die Warenströme, die sich mit den widerstreitenden Logiken von Imperium und dem Aufbau von Industriekonglomeraten verflochten, leisteten einen Beitrag zum Krieg und wurden ihrerseits von ihm geprägt; die sich beschleunigende Kommodifizierung veränderte die Ökosysteme, während die Naturgewalten umgekehrt die Warenketten modifizierten; und Werbung sowie Branding verwandelten alle möglichen Waren in neue Produkte wie Kracker, Limonade und Instantkaffee.

Für die Warenketten dieser Zeit gibt es kein simples Muster. Einige Waren wie Zucker wurden überall auf der Welt unter ganz unterschiedlichen Umständen und mit unterschiedlichen Auswirkungen angebaut. Andere wie Kaffee spielten eher an einzelnen Orten eine dominante Rolle (wie in den großen halbtropischen Gebieten Brasiliens). Einige – wie etwa in diesem Zeitraum der Tee – folgten den Routen formeller oder informeller Imperien; andere wie Kaffee richteten sich nach keinerlei Imperialgrenzen und zogen sogar Vorteile daraus, wenn sie außerhalb imperialer Gebilde blieben. Bei den meisten Waren änderten sich im Laufe der Zeit die Menschen und die Orte, welche die Preise und den Marktanteil bestimmten. An den entgegengesetzten Enden der Warenketten standen Arbeiter und Konsumenten – wobei die einen für die anderen jeweils kaum sichtbar waren. Getrennt waren beide zudem durch viele verschiedene gewinnbringende Verbindungen, die für die jeweils andere Gruppe ebenfalls nur schwer zu erkennen waren. So wussten beispielsweise unabhängige Kautschukzapfer in Brasilien oder die Zwangsarbeiter auf den Kautschukplantagen anderswo kaum etwas von der Welt, in der die Automobilbesitzer lebten, deren neue «Bedürfnisse» die Nachfrage nach Gummi sprunghaft ansteigen ließen, und keine der beiden Seiten verstand so recht die «Vermittlungsebenen» – Mittelsmänner, Transporteure, verarbeitendes Gewerbe, Werbebranche und Einzelhändler –, die ökonomisch und gesellschaftlich in dieser Zeit so wichtig wurden.

Als sich die Glieder der Warenketten immer weiter über den Globus erstreckten, wurden immer mehr Güter zu finanzierten Markenwaren, die den Industrieländern, die in dieser Zeit einen Sprung nach vorn machten, wachsende Gewinne verschaffen konnten. Und als das Volumen von Welthandel und globaler Vermarktung deutlich zunahm und einige begünstigte Regionen prosperieren ließ, profitierten davon vor allem die Volkswirtschaften Europas und «Neu-Europas». Die Kontrolle über die weltwirtschaftliche Infrastruktur – Transport-, Kommunikations- und Finanzwesen, die immer mehr Ressourcen mobilisieren konnten – brachte denen riesige Gewinne, die die Systeme besaßen und verwalteten, und vertiefte die Kluft zwischen verschiedenen Weltgegenden und verschiedenen Bevölkerungsschichten. Topik und Wells zeigen, wie wertvoll der Einsatz von Warenketten war, und wollen damit die interaktiven Transformationen des hier in Rede stehenden Zeitraums sichtbar machen. Ihre Ausführungen lassen deutlich werden, wie sich die weltweite Zirkulation von Agrar- und Industrieprodukten zwischen 1870 und 1945 beschleunigte und Produktion und Konsum auf vielfältige Weise beeinflusste.

Mein eigener Beitrag widmet sich den verschiedenen transnationalen soziokulturellen Strömungen – Ideen, Zugehörigkeiten und Bildern –, die in der vernetzten Welt dieser Epoche in Umlauf waren. Er zeigt, dass diese Strömungen nicht von Nationen und Imperien abgekoppelt waren und auch kein wie auch immer geartetes einheitliches Globalisierungsprojekt oder den Beginn einer evolutionären Phase jenseits von Nation und Imperium darstellten. Vielmehr waren sie eng mit den Themenfeldern der anderen Kapitel verwoben: Sie stärkten und untergruben nationale und imperiale Strukturen; sie entstanden aus den Migrationen von Menschen und Waren und trugen ihrerseits zu diesen Mobilitäten bei.

Mit Hilfe des Begriffs der «differenzierten Gemeinsamkeiten» versucht mein Beitrag die sowohl universalisierenden als auch differenzierenden Aspekte der transnationalen gesellschaftlichen und kulturellen Strömungen zu erfassen. Die Idee der Strömungen stellt denn auch eine zentrale Metapher dar: Sie steht für sich kreuzende Machtströme und eine interaktive, wenn auch oft asymmetrische Dynamik. Das Kapitel bietet eine erste, vorsichtige «Vermessung» einiger globaler Konnektivitäten, die in der jüngsten Forschung zur transnationalen Geschichte herausgearbeitet wurden. Es untersucht Strömungen in fünf Bereichen: internationale regelsetzende Institutionen; transnationale soziale Netzwerke und Bindungen; Ausstellungsorte wie etwa Weltausstellungen, Museen und Gärten; epistemische Zugehörigkeiten, die auf Expertenwissen beruhen; und die spektakulären Ströme von Abenteuern, Medien und Konsumismus für Massenmärkte. Die kulturellen Kreisläufe, die innerhalb solcher Strömungen entstanden, existierten neben der Gewalt, die den Zusammenstoß nationaler Ideologien und die Bildung formeller und informeller Imperien begleitete.

Das Kapitel zeigt zudem, auf welcher unterschiedlichen Weise die technischen Innovationen der «Moderne» Wissenschaft und Spektakel miteinander versöhnten. Seit den 1870er Jahren erweiterten weltumspannende Technologien (Telegraphenleitungen, Eisenbahnen und schnellere Schiffe, Rundfunk, Kameras, Flugzeuge und anderes) ihren Wirkungsbereich und führten zu rasanten, grundstürzenden Veränderungen. Viele dieser Neuerungen schufen einen säkularen Bereich des «Mirakulösen». In dieser neuen Welt, in der es plötzlich elektrisches Licht und bewegte Bilder gab, hatten die Bilder etwas Überwältigendes; die Geschwindigkeit versetzte in Erstaunen; und die Beleuchtung schien die Dunkelheit im physikalischen wie im metaphorischen Sinne hinwegzufegen. Es winkten neue Möglichkeiten: die Möglichkeit eines Überflusses, den Industrietechnologien und Handel zu prognostizieren schienen; die Möglichkeit, starke Körper und starke Nationen zu schaffen; die Möglichkeit, «modern» zu sein, was immer das auch für den bedeutete, der den Begriff im Munde führte; die Möglichkeit ultimativer Waffen und endgültiger Siege im Krieg.

Was die Wissenschaft und Technologie des modernen Zeitalters angeht, so waren die Menschen überall auf der Welt in ganz unterschiedlichem Maße damit konfrontiert, aber kaum jemand konnte sich ihrer Faszination und ihren sich wellenförmig ausbreitenden Wirkungen entziehen. Die aufsehenerregenden Schauspiele, die in den Narrativen mechanischer und wissenschaftlicher Veränderung enthalten waren, zogen die Menschen auf allen Kontinenten in ihren Bann und animierten viele dazu, eine Version des Fortschritts zu feiern, der nicht einfach vom Westen aufgezwungen, sondern ein globales Phänomen war, erzeugt an ganz unterschiedlichen Orten. Gleichzeitig konnten Technologien und Spektakel der Moderne die Menschen aber auch auf ganz andere Weise «in Beschlag nehmen», nämlich indem sie Regime rassistischer und geographischer Ungleichheit stärkten. Die Sirenen der Moderne konnten mit Gesängen von Freiheit und Selbstbestimmung locken und dabei die beinharten Hierarchien der Macht verschleiern.

Wie mein Kapitel zeigt, bilden «Homogenisierung und Differenzierung, das Globale und das Lokale, Trans- oder Internationalismus und Nationalismus, Vernunft und Spektakel» keine Gegensatzpaare, sondern sie ergänzen sich und stehen in diesem Zeitalter transnationaler Netzwerke in einem schöpferischen Spannungsverhältnis zueinander. Scheinbar binäre Pole erweisen sich als «koproduktive» Gegenstücke, die zusammen die Landschaft der Moderne bilden.

Der vorliegende Band befasst sich also mit den Übergängen und netzwerkartigen Verbindungen des im Wandel begriffenen industriell-kommerziell-imperialen Zeitalters zwischen 1870 und 1945. Er versucht, sowohl die Gemeinsamkeiten als auch die Unterschiede zu erfassen, die in diesem Zeitraum entstanden; in ihm findet sich das Versprechen der Vernetzung ebenso wie der zerstörerische Hass,

beide erzeugt in den Strömungen einer schrumpfenden Welt. Die thematische Anordnung der Kapitel, die der jüngsten Forschung viel verdankt, rückt Prozesse in den Mittelpunkt, nicht Orte, und zeigt, dass zeitliche Zuschreibungen und Periodisierungen kontingente Rahmenordnungen bilden. Insgesamt gesehen stellen die fünf Kapitel die Prozesse der Staatsbildung und des *empire building* in den Vordergrund, bringen diese aber gleichzeitig in einen Zusammenhang mit anderen Themen, in deren Zentrum Ströme, Begegnungen und Netzwerke stehen. Die hereinbrechende Modernität dieser Epoche war geprägt von beidem, von Wandel und Heterogenität wie auch von Stabilisierung und Einhegung.

LEVIATHAN 2.0

Die Erfindung moderner Staatlichkeit

Charles S. Maier

LETZTE GEFECHTE:

Zur Einführung

Beginnen sollten wir vielleicht am Fuße der Berge im Süden Montanas, an einem Sommertag vor fast einhundertfünfzig Jahren – was nicht wirklich lange her ist, wenn man bedenkt, dass der Großvater des Verfassers im gleichen Jahr in einer dicht besiedelten Gegend in Mitteleuropa, Tausende von Kilometern weiter östlich, geboren wurde. Die US-Armee hat rund siebenhundert berittene Soldaten gegen ein Stammesbündnis von Lakota-, Arapaho- und Cheyenne-Indianern entsandt, die sich im Jahr zuvor unter der Führung von Häuptling Sitting Bull zusammengeschlossen hatten, nachdem weiße Goldsucher, angelockt durch Berichte über Goldfunde in den Black Hills South Dakotas, in Gebiete geströmt waren, die den Indianern 1868 vertraglich zugestanden worden waren. Im Frühjahr 1876 war es immer wieder zu Zusammenstößen gekommen, und Washington schickte drei Marschkolonnen nach Montana, welche die Indianer attackieren und Richtung Westen zurückdrängen sollten. Am 25. Juni griffen die Soldaten der südlichen Kolonne, die das 7. Kavallerieregiment umfasste, im Tal des Little Bighorn River eine Indianersiedlung an und merkten zu spät, dass sie es mit deutlich mehr Gegnern zu tun hatten, als man ursprünglich angenommen hatte.

Waren diese gefährdeten Soldaten tatsächlich der Überzeugung, dass diese Hügel und Flusstäler dem Land gehörten, dem sie dienten? Und was könnte eine solche Vorstellung bedeuten? Welcher Status war dabei dem Volk der Lakota zugedacht, deren Großeltern ein Dreivierteljahrhundert zuvor die Forscher Meriwether Lewis und William Clark willkommen geheißen hatten, die es nun aber mit einem unablässigen Zustrom von Goldsuchern, Ranchern und Siedlern zu tun hatten? Die amerikanischen Ureinwohner hatten ihre spezielle elementare Beziehung zu diesem Territorium, und dazu zählten das Jagen und das jahreszeitlich bedingte Umherziehen ebenso wie der Ackerbau; das Ganze beruhte auf Gewohnheitsrecht, wurde jedoch von den neuen Siedlern offenkundig nicht anerkannt. Vielleicht begriff keine der beiden Seiten so richtig, warum die jeweils andere ein

so riesiges Gebiet für sich beanspruchte. Die Indianer hatten unter Druck viele Abkommen unterzeichnet, von denen sie glaubten, sie würden ihnen ein zwar reduziertes, dafür aber gesichertes Territorium garantieren. Doch sie mussten erleben, wie diese Verträge einseitig abgeändert wurden und ihr Land immer weiter schrumpfte. Zumindest an diesem Tag sollten sie ihren Verfolgern Einhalt gebieten. Als General George A. Custer schließlich merkte, dass er seine Truppen in Gefahr gebracht hatte, teilte er seine Männer im Flusstal in drei Abteilungen auf. Zwei von ihnen konnten sich die Angreifer nach einem verlustreichen Rückzug vom Leibe halten, doch die 210 Mann unter seinem Kommando, die auf die Kuppen der angrenzenden Hügel zurückgedrängt wurden, wurden binnen einer Stunde besiegt. Am Ende des Tages waren sie alle tot, ihrer Ausrüstung und Uniformen beraubt und die meisten von ihnen skalpiert.¹

Auf lange Sicht jedoch sollten die Sieger dieses Tages die Verlierer sein. Ihr Reservat sollte weiter schrumpfen. Es sollte mehr Kavallerie kommen, die Eisenbahnen sollten neue Siedler bringen, und die Stämme sollten in den folgenden Jahren immer weiter in die unwirtlichen Hochebenen zurückgedrängt werden, bis einer ihrer Häuptlinge schließlich eine Generation später endgültig kapitulierte. Der siegreiche Anführer vom Sommer 1876 wird 1890, als alter Mann, in dem Reservat, das seinem Volk zugewiesen wurde, ermordet werden. Wir wollen noch einmal mit ihnen beginnen, mit denen, die sich überall auf der Welt dem Vordringen des modernen Staates widersetzen, dieses Staates mit seinem Streben nach territorialer Expansion, seiner Nutzung von Dampfkraft und Stahl und seiner hoch entwickelten Regierungsorganisation. Wir wollen denen, die mit diesen Herrschaftsinstrumenten (denn als solche haben sie sie empfunden) konfrontiert waren, eine letzte Chance gewähren, ihre Heimat und ihre Autonomie zu behalten. Das Tableau, das sie bieten, ist von den Romanen, Gemälden und Stichen her vertraut, die im 19. Jahrhundert für Wochenzeitschriften gefertigt wurden, und später, nach der endgültigen Niederlage, bestimmt durch die bewegende Melancholie der Silberhalogenidfotos von «edlen» Kriegern oder tief traurigen Familien, die sich dem erbarmungslosen Druck von Siedlern, Forschern und Soldaten ausgesetzt sahen.

Gesellschaften, die wir salopp als Nomaden oder Stämme zu bezeichnen pflegten – ob nun (um nur ein paar typische Fälle zu nennen) Wüstenbeduinen an den Rändern des Osmanischen Reiches, die Dorfbewohner im Kaukasus oder im Hochland Zentralasiens, die es mit den Verwaltern des Zaren zu tun bekamen, die Indianer in den unfruchtbaren Gegenden Nordamerikas oder die Völker in den Savannen Afrikas –, wurden langsam, aber unausweichlich unterjocht. Ihr langer, schwieriger Rückzug hatte natürlich schon lange vor dem Ende des 19. Jahrhunderts begonnen: als die Europäer auf dem amerikanischen Doppelkontinent landeten, als die Portugiesen und Niederländer von den Küsten im südlichen Afrika aus ins Landesinnere vordrangen, als die Franzosen und Briten um

die Kontrolle der Großen Seen in Nordamerika wetteiferten oder die Dynastien der Qing und der Romanows die Gebiete Xinjiangs und der Mongolei nacheinander ihrer jeweiligen imperialen Herrschaft unterwarfen. Im 20. Jahrhundert bestanden ihre Territorien weiter als dezimierte Einheiten, als offiziell legalisierte oder de facto bestehende Stammesgebiete, mitunter auch als subsidiäre Staaten innerhalb der Großreiche, aber ihre früheren Stammesbünde und die internationale Rolle, die sie einst gespielt hatten, waren nur noch Erinnerung – sie fanden bei späteren Anthropologen keine Beachtung, die ihre lokalen Bräuche und Familienstrukturen, nicht aber ihre Politik untersuchten, oder wurden von den Historikern ignoriert, die sich dank der üppigen Ressourcen der siegreichen Staaten auf die Erfolgsgeschichten ihrer Nationen konzentrierten.

Nur ganz gelegentlich konnten die indigenen Verteidiger dieser ausgedehnten Gebiete der Dampfwalze der «Zivilisation» Einhalt gebieten. Und genau das geschah am 25. Juni 1876 am Little Bighorn. Ebenso drei Jahre später, als Zulu-Krieger in der Schlacht von Isandlwana ein Truppenlager der Briten zerstörten. Im Jahr 1893 griffen Stämme aus dem Rif-Gebirge, die theoretisch Untertanen des Königs von Marokko waren, spanische Truppen in Melilla an und besiegten sie. Doch diese spektakulären Siege im letzten Viertel des ausgehenden Jahrhunderts festigten nur die Vorstellung vom Wilden, den es zu unterwerfen galt, und änderten nichts am Endergebnis. Es waren tatsächlich die letzten Gefechte der Stämme und Nomaden. Auch die Äthiopier schlugen italienische Einheiten 1887 bei Dogali vernichtend und dann noch einmal weitaus verheerender 1896 in der Schlacht von Adua. Doch Äthiopien war keine wirkliche Stammesregion, sondern eines der ältesten Königreiche der Welt.

Die geläufige Bezeichnung «Stämme» erfasst die politische Existenz all dieser regionalen Völker ohnehin nur unzureichend, denn auch sie verfügten über Staaten oder zumindest Quasi-Staaten.² Als Stämme gelten Gemeinschaften, die ihre Organisationsform auf die Abstammung von frühen Begründern oder Anführern zurückführen; diesen Anspruch erhoben theoretisch aber auch die osmanischen Türken sowie die Qing-Dynastie, die in China seit 1644 herrschte. Stämme waren jedoch auch politische Einheiten, die mitunter in konföderativen Versammlungen über Krieg und Frieden entschieden, allerdings üblicherweise nicht über die Bevölkerungsdichte und die differenzierte Verwaltungsstruktur verfügten, wie sie für die europäischen Staaten typisch waren.

Die Spanier hatten im 16. Jahrhundert in Zentralmexiko und Peru zwei komplex organisierte Stammesimperien erobert. Die amerikanische Republik unterzeichnete in ihren Anfängen wiederholt Verträge (die sie dann oft einseitig wieder revidierte) mit den Indianervölkern Nordamerikas, in denen sie ein gewisses Maß an tribaler Staatlichkeit, darunter die Kontrolle über ein bestimmtes Territorium, ebenso anerkannte wie gewisse Grade der Eingliederung in die internationalen Grenzen der nordamerikanischen Republik. Die Creek und die Semi-

nolen sowie die Cherokee, die Irokesen, die Komantschen, die Sioux und die Apachen bewohnten riesige Gebiete, mitunter allein, mitunter in symbiotischer Nutzung zusammen mit rivalisierenden Völkern. Unter ihrem charismatischen und rücksichtslosen Anführer Shaka hatten die Zulu im 19. Jahrhundert einen robusten Staat geschaffen, der mit den benachbarten Burenrepubliken und britischen Eindringlingen verhandelte. Einige Stämme hielten es für vorteilhaft, einmal im Jahr oder zumindest in regelmäßigen Abständen ihren Wohnsitz zu wechseln, ob nun zu Jagdzwecken wie in den Great Plains oder auf der Suche nach unterschiedlichen Höhenlagen und damit geeigneten klimatischen Bedingungen für die Viehzucht. In den Steppen Russlands spürten Dutzende von Stammesbünden und Hunderte von Untereinheiten lediglich die zarten, fernen Ansprüche einer russischen Macht, die Tausende Kilometer weit entfernt war, nicht anders als Gemeinschaften auf der Südseite des Himalaja und im Grenzgebiet zu Afghanistan, die mit lokalen Vertretern Königin Victorias verhandelten. Ähnlich wie im Westen Amerikas oder im Südafrika der Zulu wurden die islamischen Khanate Turkestans erst in den 1870er und 1880er Jahren als politische Einheiten unterworfen, während die kurdischen Stämme im Südosten Anatoliens und im Nordirak in den 1880er und 1890er Jahren durch osmanische Truppen dem Reich eingegliedert wurden.³

Diese Jahrzehnte signalisierten das letzte Gefecht für die politische Autonomie indigener Völker, und zwar aus vielerlei Gründen, die wir weiter unten näher beleuchten werden. Trotz der todbringenden Eigenschaften von Speeren, Bogen und Tomahawks erkannten die Stämme den Vorzug der Feuerkraft und hatten sich Gewehre zugelegt. Aber sie waren von Pferden (oder Kamelen) abhängig und verfügten über keine Eisenbahn, was den Umfang ihrer militärischen Mobilisierungen begrenzte. Sie mochten weite Gebiete für sich beanspruchen, verzichteten jedoch auf feste Grenzen und bewegten sich auf diesem Terrain, ohne sich dauerhaft niederlassen zu wollen. Ihre Staatsmänner mochten zwar Verträge und Bündnisse aushandeln, doch bekämpften sich die Stämme oftmals über Jahrzehnte in ritualisierten und wilden Kriegen gegenseitig. Als fatal für ihr kollektives Überleben erwies sich, dass sie die europäischen Völker oft dazu ermuntert hatten, sich auf ihrem Territorium niederzulassen, um das Gleichgewicht in ihren Stammeskriegen zu verschieben. Doch bei aller Dynamik konnte der Staat nicht überallhin vordringen. Weite Gebiete im Hochland oder in den tiefen Wäldern blieben Zufluchtsorte für kleinere Völker, die hartnäckig darauf bedacht waren, nicht regiert zu werden, um eine Wendung von James C. Scott zu gebrauchen, der ihr widerspenstiges Ausweichen bewunderte, das zum Teil der Unzugänglichkeit des von ihnen bewohnten Terrains geschuldet war.⁴

Die Sieger waren die gut organisierten Vertreter der Europäer und ihre amerikanischen, afrikanischen oder asiatischen Nachfahren, denn sie verfügten über die effizienteste Expansions- und Regierungsmaschinerie, welche die Welt seit

Jahrhunderten erlebt hatte: den modernen Nationalstaat. Dabei handelte es sich um eine groß angelegte Einheit, die dazu diente, ein bestimmtes Territorium zu durchdringen und zu beherrschen sowie sesshafte Landwirtschaft und Industrie zu betreiben; sie verfügte über komplexe Rechtssysteme, die es ermöglichten, Familienbesitz und individuelles Eigentum zu bewahren und weiterzugeben, über private und staatliche Beschäftigte im großen Maßstab, über elektrische Telegrafen, die es erlaubten, geschäftliche und politische Entscheidungen rasch zu übermitteln, über amtliche Archive und Akten, die das institutionelle Gedächtnis sicherten, und über Ideologien des Wettbewerbs und Gemeinwohls, die für enge Loyalitätsbindungen sorgten.

Betrachtet man die Faktoren, welche die historische Entwicklung des modernen Staates über zwei Jahrhunderte vorantrieben, so sind vor allem drei hervorzuheben. Entscheidend für die Unterminierung der alten Regime war kritisches Denken; Ideen, aber auch die Dramaturgie von Unzufriedenheit und Protest spielten eine wichtige Rolle bei der unablässigen Infragestellung bestehender Institutionen und der Vorstellung von neuen Institutionen, die nach 1750 an Dynamik gewann. Entscheidend für die Veränderungen Mitte des 19. Jahrhunderts war technologischer Erfindungsreichtum, das heißt eine große Bandbreite unterschiedlicher Vorstellungen – Denken, auf die materielle Welt angewandt. Die Erfindungen, welche die räumlichen und zeitlichen Beschränkungen überwand, ermöglichten die territoriale Neustrukturierung, welche die Staaten seit der Jahrhundertmitte veränderte. Sie brachten gleichzeitig neue Formen sozialer Schichtung mit sich, die neue intellektuelle Unzufriedenheit entfachten, diesmal nicht mehr nur mit einem überlebten Status quo, sondern als Ungeduld angesichts der neuen Ergebnisse wirtschaftlicher und politischer Veränderung. Im 18. und 19. Jahrhundert hatten diese Impulse ihren Ursprung in erster Linie in Europa und seinen Ablegern in der Neuen Welt; von hier strahlten sie aus und zwangen die bevölkerungsreichen Gesellschaften in Asien, im 20. Jahrhundert die gleichen Prozesse in Gang zu setzen. Der dritte wichtige Faktor war weniger ein treibendes Agens, sondern ein Resultat der weltweiten territorialen Organisation. Gemeint ist die Tatsache, dass Staaten stets im Plural existierten, also in dauerndem Wettstreit, wenn nicht sogar offenem Krieg miteinander standen. Jede Geschichte des Staates muss sich, ob sie will oder nicht, mit einer Institution beschäftigen, deren Organisation und soziale Aufteilung auf der Prämisse der Unsicherheit beruhen. Die Tatsache, dass dieser Umstand fortwährend zur Aufrechterhaltung interner Hierarchien beigetragen hat, selbst in modernen Gesellschaften, macht ihn nicht weniger real.

[...]

Mehr Informationen zu [diesem](#) und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de